

**Pastorin Dr. Claudia Tietz**  
**Predigt zu Markus 4, 26-29**  
**Einführungsgottesdienst am 19. Februar 2017 (Sexagesimae)**  
**St. Johannis-Harvestehude**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott,  
heute, vor der Zeit und am Ende aller Zeiten!

*Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn aber die Frucht reif ist, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da. (Mk 4, 26-29)*

Mit diesem Gleichnis, das heute als Predigttext vorgesehen ist, verbindet sich für mich eine merkwürdige Erfahrung: Als ich im Vorstellungsgottesdienst als Pastorin zur Anstellung predigen sollte, zum ersten Mal nach dem Vikariat in der eigenen Gemeinde, riet mir der dortige Kollege, ich könne doch statt des vorgegebenen sperrigen Predigttextes auch einen anderen Text aussuchen. Einen, den ich besonders gerne mögen würde. Ich wählte dieses Gleichnis.

Das mir damals im Sommer, in der Gemeinde am Stadtrand, so passend erschien. Das mir selbst am Herzen lag und liegt und zu mir spricht.

Verschieden hat es zu mir gesprochen in unterschiedlichen Lebensphasen: als starkes Bild für die Bewahrung der Schöpfung durch Gott, als ich in den 80er Jahren als Jugendliche die Friedens- und Umweltbewegung miterlebte. Als tröstliches Wort über das Wachsen und Gedeihen von Kindern, das nicht allein in der Hand ihrer Eltern liegt, als ich Mutter wurde. Als ermutigendes Gleichnis dafür, dass Gott mithilft bei unserem Denken und Wollen, als ich Studentin und Berufsanfängerin war. Dass er vorantreibt und vollendet, zu seiner

Zeit, wofür wir uns als Pastoren, als Haupt- und Ehrenamtliche auch in der Kirche einsetzen.

Aber obgleich für mich selbst so viel aus dem Gleichnis spricht, fällt es mir nicht leicht, darüber zu predigen. Immer wieder holt mich die konkrete Vorstellung von Samen, Halmen, Ähren und Früchten ein. So stark ist dieses Bild, dass es gar nicht leicht ist, daneben andere Bilder oder Worte zu stellen. „Wie von selbst“ ergeht es mir im Predigen darüber jedenfalls nicht!

Stark ist das Bild, weil wir – selbst wenn wir in der Stadt wohnen und am ehesten noch gekaufte Stiefmütterchen aus Töpfen in Blumenkübel oder -kästen umsetzen – ziemlich unmittelbar verstehen, was gemeint ist: Man kann das Wachstum einer Pflanze, ihre Blüte oder Frucht nicht erzwingen. Wir können keinen Grashalm aus der Erde ziehen, kein Blatt entfalten, keine Blütenknospe öffnen, und wenn wir es noch so gerne möchten! Beschleunigen lässt sich der Prozess von uns nicht, aber ebenso wenig lässt er sich von uns aufhalten.

*„Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre.“ (V. 28)*

Stark und für sich sprechend ist das Bild, weil wir vielleicht über die Generationen hinweg stärker als uns bewusst ist innerlich verbunden sind mit den agrarischen Prägungen der meisten unserer Vorfahren: mit Urgroßmüttern, die im Garten Möhren, Radieschen oder Kürbisse säten. Mit Ahnen, die Gerste oder Weizen aufs Feld streuten. An deren Saat die Ernährung der Familie abhing. Vielleicht sitzen manche Handlungsabläufe, manche inneren Bilder, Hoffnungen und Ängste tiefer als wir denken.

Lasst uns also in diesem Bild bleiben! Darin umher wandern. Wo finden wir unseren Platz darin?

Gehen wir an die Stelle des Sämanns. Vielleicht ist das für uns die naheliegendste Position im Gleichnis, der aktivste, stärkste Platz.

Der Sämann – vielleicht sehen wir ihn so vor uns, wie Van Gogh ihn mehrfach gemalt hat: mit Sonnenhut und Sätuch, dem umgeschlagenen Rand einer Schürze, aus der er im Rhythmus seiner Schritte Samenkörner aus der leicht geöffneten Hand in großem Bogen auf das Land wirft. Eine gleichmäßige Bewegung, Jahr für Jahr, immer aufs Neue, unabhängig von Erfolg oder Misserfolg der letzten Ernte...

*Wir*, als Säleute in unterschiedlichen Berufen, Projekten, Institutionen oder Ehrenämtern, in Familien oder Gruppen, werfen ja ähnlich unermüdlich Samen aus: Ideen, Überlegungen, Taten, Worte, die wir umsetzen wollen. Und machen ebenso die Erfahrung, dass die Saat nicht immer so aufgeht, wie wir es uns wünschen. Mal anders, mal später, mal gar nicht... Und längst nicht immer verstehen wir, wieso manches aufgeht und anderes nicht.

Ich denke zum Beispiel daran, wie ich einmal beim Einkaufen einen ehemaligen Konfirmanden traf. Ich erkannte ihn gar nicht gleich, aber er begrüßte mich: „Sie haben uns damals die Geschichte vom Gelähmten erzählt, mit den vier Freunden, das haben wir gespielt! Das war gut!“ Ich erinnerte mich zwar, dass wir diese Geschichte im Konfa gespielt hatten, aber ich wusste nicht, was die Geschichte oder das Spiel diesem Jungen bedeuteten, was sie in ihm angestoßen hatten.

Manchmal wurzelt etwas von dem, was wir sagen oder tun, und wächst, ohne dass wir es bemerkt hätten. Vielleicht sogar, ohne dass wir es für möglich gehalten hätten. Manchmal wächst dort etwas, wo wir uns gar nicht so sehr angestrengt haben, während dort, wo wir besonders viel Mühe aufwenden, nichts entsteht.

*„Der Same geht auf und wächst – wir wissen nicht, wo und wie.“ (V. 27)*

Ich gehe weiter an den Platz des Ackers. Die große Fläche, die statische, passive Seite im Bild...

Vielleicht sehen wir den Acker als fruchtbaren schwarzen Boden vor uns: die großen Erdklumpen aufgeworfen, gepflügt und bereit zur Saat. Boden, auf dem wir stehen; Erde, die uns trägt.

Im Kontext der biblischen Erzählungen, die das Gleichnis umgeben, im Kontext der lutherischen Tradition und auch im Kontext des heutigen Sonntags Sexagesimae ist dies der uns am ehesten zuge dachte Platz im Bild: Wir sind der Acker, auf den das Wort fällt.

Eine nicht unbedingt angenehme Vorstellung... Unbeweglich und schwer liegt der Acker da, kann sich weder abwenden noch etwas wegstoßen, kann sich allenfalls verschließen oder öffnen. Kann aber etwas aufnehmen, Wurzeln Raum schaffen, Kraft und Nahrung aus der Tiefe spenden.

Vielleicht ist es das, was wir dem Wort, den Worten Gottes geben können, wo sie uns begegnen: ihnen in uns Raum geben, sie Wurzeln schlagen lassen, sie ernähren und anreichern mit unseren Gedanken und Gefühlen, sie nach außen wachsen lassen, bis in unser Handeln und unsere Beziehungen hinein...

Der Acker ist Regen, Wind, Schnee und Sonne gleichermaßen ausgeliefert. Muss nehmen, was kommt. Und ist darin doch auch Gegenüber des Himmels, das Gottes Licht, seine Worte und Gaben auffängt.

*„Nacht und Tag... Von selbst bringt die Erde Frucht...“ (V. 26+28)*

Gehen wir zuletzt an den Platz der Saat, der vielen einzelnen Samenkörner.

Ganz unterschiedliche Samen kennen wir: Kerne mit harten Schalen, wie Walnüsse oder Kürbiskerne, die zarte Triebe dennoch aufbrechen können... Runde Körner, wie Linsen, Erbsen, Kapuzinerkresse,

die man gerne in der Handfläche rollt... Kleine Senf- oder Leinsaat, die einem leicht wegfliht... Getreidekörner...

So unterschiedlich wie wir alle. Und liegt in jedem verborgen, was aus ihm oder ihr werden könnte. Gar nicht erkennbar an der Größe oder der äußeren Schale. Liegt ein Versprechen in uns, ein Geheimnis... Was Gott wohl mit uns vorhat? Wo er uns hinstreut und hinstellt?

Geschieht uns das ja nicht ein für alle Mal, dass wir hingeworfen werden. Wachsen, blühen, Frucht tragen, verwelken – das hat in einem Menschenleben *einen* großen Zyklus, und kann doch mehrmals geschehen: dass wir neu anfangen, uns neu verwurzeln und noch einmal anders wachsen, andere Früchte bringen... Mal wollen wir dies, mal müssen wir es. Warum und wann der Zeitpunkt dafür gekommen ist, wissen wir selten zu sagen.

Die Saat, das Samenkorn – es lässt sich weder der aktiven Seite im Bild, dem Sämann, noch der passiven Seite, dem Acker, zuordnen. Weder *tut* es nur etwas an anderen, noch geschieht ihm alles einfach so. Weder *macht* es eine Pflanze, noch wird aus ihm eine Pflanze gemacht.

Das Altgriechische kennt dafür das Genus Verbi des „Mediums“ oder „Mediopassivs“. Eine, wie ich nachschlug, sprachgeschichtlich ältere Form als das Passiv und dessen Vorläufer. Das Medium drückt aus, dass eine Handlung vom Subjekt ausgeht und sich gleichzeitig auf dieses selbst auswirkt.

Für mich eine erhellende Beschreibung der zugleich aktiven und passiven Rolle des Samenkorns: Es lässt sich werfen und findet doch seinen eigenen Platz. Es bringt etwas hervor, das zugleich sein eigenes Dasein verändert.

An welcher Stelle im Bild sehen Sie sich, seht ihr euch wohl am ehesten? Und wie versteht ihr es im Blick auf diese Kirchengemeinde St. Johannis-Harvestehude?

In der reich gesät wurde, in Klängen, Worten und Taten. Vieles, was aufging; manches, was noch aussteht; und wieder anderes, was wir ernten dürfen, weil andere vor uns säten.

Wir fangen neu an und führen fort, wir als Gemeinde gemeinsam. Mit der Arbeit des Sämanns, der beharrlich seinem Tun nachgeht, immer aufs Neue, Tag für Tag... Mit der Geduld des Ackers, der Gottes Wort aufnimmt, ihm Raum und Kraft schenkt. Und mit der Lebendigkeit der Samenkörner, die sich selbst und ein ganzes Feld verwandeln können.

Und wissen dabei, dass wir nicht mehr machen können, nicht mehr *sein* müssen als dies: Säleute, die ausstreuen. Acker, der aufnimmt. Saat, die wandelbar bleibt. Nicht *wir* machen den großen Plan oder bestimmen Wachstum, Frucht und Ernte. Wir kennen nicht Gottes Zeit und Weg zum Reich Gottes, sondern sind ein Teil davon.

Sind Teil einer großen und langen Geschichte, in die Gott uns hinein nimmt. In der sich das Reich Gottes ausbreitet, nicht „von ganz alleine“, aber „wie von selbst“, in jedem und jeder einzelnen von uns und auch zwischen uns, als Gemeinschaft. In dieser Zeit und in der kommenden Zeit. In unserem inneren Erleben und auch in der realen äußeren Welt.

Das Reich Gottes, das wächst, wo, wie es in den Psalmen heißt, „*Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen.*“ (Ps 85, 11)

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.